

KYRA GROH

THE
ICED

SPIEGEL
Bestseller-
Autorin



caramel
COFFEE



AGREEMENT

Sie haben eine Abmachung.
Sich zu verlieben war kein Teil davon.

ROMAN

Forever

Kyra Groh
The Iced Caramel Coffee Agreement

KYRA GROH

THE

ICED



caramel
COFFEE



AGREEMENT

Roman

Forever

Forever by Ullstein
www.ullstein.de



Originalausgabe bei Forever

Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

1. Auflage April 2026

© Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin 2026

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Umschlaggestaltung: favoritbuero, München

Titelabbildung: © Yeshe-la / Shutterstock (Blüten);

© lemono / Shutterstock (Frau auf Fahrrad, Mann);

© KP Stocker / Shutterstock (Iced Coffee);

© Doodler Collective / Shutterstock (Sneaker)

Gesetzt aus der Albertina by *pepyrus*

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-98978-000-2

Für Annalena.
Du bist ein Hamburgertelefon.

Playlist

Either Way – Sorority Noise

Watch – Billie Eilish

Using – Sorority Noise

Tear in My Heart – Twenty One Pilots

Hot and Stupid – Beth McCarthy

Vicious Love (feat. Hayley Williams) – New Found Glory

Cigarettes & Alcohol – Oasis

All My Friends – A Day to Remember

orpheus – mgk

Wicked Game – Live Acoustic – Stone Sour

Constant Headache – Joyce Manor

Read My Mind – The Killers

You Love Me – Kimya Dawson

High and Dry – Radiohead

Fake Plastic Trees – Radiohead

Kapitel 1

Ich bin ein toller Mensch



Eleanore

Der Friedhof ist ein ziemlich guter Platz, um in der Mittagspause spontan einen Heulanfall zu bekommen. Vor allem wenn deine Mum tot ist.

Sobald ich gemerkt habe, dass mir die Tränen kamen, bin ich deshalb aus der Town Hall gerannt und wenige Straßen weiter auf den Kirchhof eingebogen. Jetzt weine ich auf der Bank vor Mums Grabstein. Alle möglichen Beobachter werden denken, dass Eleanore Morley eben um ihre Mutter trauert.

Noch immer oder schon wieder – wer weiß das schon.

Niemand wird auf die Idee kommen, weshalb ich gerade wirklich losflennen musste. Der wahre Grund ist viel schwerer zu erklären als »Meine Mama ist tot«. Und auch wesentlich armseliger. Die Wahrheit ist nämlich, dass mein 54-jähriger Chef seiner Frau eben einen Abschiedskuss gegeben hat, obwohl er nur mal kurz zur Farm der Taylors rausmuss. Auf dem Hof wurde heute das zwanzigtausendste Kalb geboren, weswegen Mayor Khan sich dort mit den stolzen Landwirten von der Presse ablichten lassen

muss. Ein Jubiläumsrind, Wahnsinn! Falls in Lower Whilby diese Woche nicht noch ein Keller vollläuft oder ein Satz menschlicher Mehrlinge auf die Welt kommt, reicht das für die Titelseite der Wochenzeitung. Die Taylors haben echt Glück, dass die Drillinge meiner Cousine schon letzten Monat geboren wurden, sonst hätte es Kälbchen Betsy, das neunzehnte dieses Namens, nicht auf die Front Page geschafft.

Jedenfalls hat mich dieser kleine intime Moment zwischen Mayor Khan und seiner Frau, die seit Jahrzehnten verheiratet sind, wohl an einem Zeitpunkt in meinem Zyklus erwischt, an dem er augenblicklich Heulkämpfe in mir auslöst. Und jetzt sitze ich hier und instrumentalisieren deswegen meine tote Mutter. Weil der Bürgermeister von Lower Whilby ein florierenderes Liebesleben hat als ich und ich allmählich den Glauben verliere, dass sich das jemals ändern wird.

Ich strecke die Beine von mir. Die Gänseblümchen und das wieder dichter werdende Gras auf dem Friedhof hinter der Saint Andrew's Church machen mir immerhin Hoffnung auf den Frühling. Das Leben in Lower Whilby ist eigentlich immer malerisch und schön, aber bei Sonnenschein blühe ich gemeinsam mit meiner kleinen Heimatgemeinde in den Cotswolds auf. Der Frühlingsanfang bedeutet nämlich auch, dass es nicht mehr lange bis zu meinem jährlichen Highlight dauert: dem *Springtide Festival*, das Whilby jeden Mai für kurze Zeit zur Hochburg von Alternative- und Indie-Musik macht.

Ich überkreuze meine Füße in den durchgelaufenen Chelsea-Boots und sehe auf Mums Grab hinab. Ein simpler Stein im Boden, von der Witterung gezeichnet, obwohl sie erst acht Jahre tot ist. Acht Jahre ... Früher habe ich meiner Mutter immer allerhand erzählt, wenn ich sie hier besucht habe. Bis ich irgendwann gemerkt habe, dass die arme Frau sich noch zu – Achtung: Galgenhumor –

Tode langweilt, wenn ich ihr weiterhin vorjammere, dass ich noch immer niemanden kennengelernt habe, der erkennt, was für »ein toller Mensch« ich bin.

Denn das bin ich wohl: ein toller Mensch. Ich bin keine schöne Frau. Oder eine gute Partie. Oder ein heißer Feger. Oder was weiß ich. Wenn du als Frau nie ein gewisses Maß an konventioneller Attraktivität erreicht hast, musst du nämlich jemanden finden, der dich *trotzdem* nimmt. Weil »trotzdem« aber nicht gerade schmeichelhaft klingt, reden die Leute lieber von inneren Werten. Großes Herz, warmes Gemüt, schöne Seele, bla, bla. Keine Ahnung, wie oft ich das schon über mich gehört habe. *Eleanore Morley ist so ein toller Mensch*. Noch nie hat jemand gesagt: *Eleanore Morley ist so eine tolle Frau*. Als *Frau* werde ich nur wahrgenommen, wenn ich beim Arzt einen Fragebogen ausfüllen muss. Und dort bedeutet es dann lediglich, dass man alles auf meinen Zyklus schiebt und mich vor dem Röntgen fragt, ob ich eine Schwangerschaft ganz sicher ausschließen kann.

Ja. Kann ich. Ja, *ganz* sicher.

Tatsächlich ist es sogar so, dass ich, sollte da auf dem Röntgenbild ein kleiner Fötus zu sehen sein, ganz dringend der katholischen Kirche Bescheid geben müsste.

Gott, ich muss echt aufhören zu heulen.

Dann hat mich halt noch niemand richtig geküsst. Na und? Dann ist der einzige Mann, der mich je berührt hat, eben Marcus Taylor, der mit vierzehn auf Klassenfahrt einen schlechten Tag beim Flaschendreihen hatte. Na und? Dann bleibe ich halt für immer ein *toller Mensch*. Mir doch egal.

Ich erlaube mir, noch fünf Minuten Trübsal zu blasen, dann verlasse ich den Friedhof und beschließe, vor meiner Rückkehr ins Rathaus im *Greasy Teaspoon* zu Mittag zu essen. Das kleine Café auf der Amberfield Road bietet wechselnde Tagesgerichte an und

heute gibt es Bangers and Mash. Das ist mein Lieblingsessen, seit ich denken kann. Außerdem treffe ich im *Teaspoon* höchstwahrscheinlich auf Jude und James, was meine Laune aufheitern wird. Es sei denn, sie knutschen ebenfalls, dann wäre eine zweite Heul-session am Grab meiner verstorbenen Mutter nicht auszuschließen. Herrjemine, dieses hormonelle Chaos ist ja nicht auszuhalten!

Ich begegne Jude und James bereits, bevor ich das gemütliche Café betreten kann. Sie stehen vor der dunkelgrün verkleideten Fassade des Steincottages und ich erkenne auf den ersten Blick, dass sie streiten. Oder zumindest diskutieren sie. Da ich ein so friedliebender Mensch bin, irritiert mich die Intensität ihrer Auseinandersetzungen manchmal. Was *ich* als Konflikt definieren würde, ist für die beiden ein zahmer Flirt, denn für Jude und James scheinen hitzige Wortgefechte einfach zu ihrer Beziehung dazuzugehören.

»Wenn das Ordnungsamt hier vorbeikommt, kriege ich riesigen Stress!«, erklärt James, als ich zu ihnen trete, und gestikuliert mit der Hand in Richtung Bürgersteig.

»Riesigen Stress? Schlimmstenfalls sagen sie dir, du sollst es wegräumen.«

»Schlimmstenfalls muss ich Strafe zahlen.«

»Deine Eltern sind Multimillionäre.«

»Eben. Meine Eltern. Nicht ich.«

»James, es sind nur ein paar Stühle und Bistrotische. Wen sollen die stören?«

»Die Stadt, hörst du mir nicht zu? Ich hab im Dezember schon 'nen Anpffiff bekommen, weil du hier diesen monströsen Tannenbaum mit den nackten Weihnachtsmännern aufgestellt hast.«

»Die nackten Weihnachtsmänner waren Penns Idee.«

»Jude, Love, hör mir zu.« James tritt auf Jude zu, umfasst ihre

Hände und bewegt sie bei jedem Wort auf und ab. »Ich darf nicht einfach ohne Genehmigung Außengastronomie einführen.«

»Och, bitte! Das wär so cool, sich hier mit 'nem Iced Coffee draußen hinzusetzen.« Jude reißt sich los, breitet die Arme aus und dreht sich träumerisch im Kreis. Dabei entdeckt sie mich und ihr Gesicht beginnt zu leuchten. »Nore! Du bist meine Rettung. Sag James, dass er wegen ein paar Klapptischen keinen Stress mit dem Ordnungsamt kriegen wird.«

Ich presse die Lippen aufeinander. »Also, streng genommen ...«

»Siehst du!« James hebt triumphierend die Arme.

»Boaaaah, Mann! Was ist nur los mit dieser Stadt? Niemanden juckt es, wenn hier ein paar Stühle auf dem Gehweg stehen. Man kann doch einfach auf der Straße weiterlaufen. Hier kommt NIE ein Auto.« Jude geht zeternd ins Innere des Cafés. »Jedes Mal das Gleiche in Lower Whilby, das ist so ...« Ihre Stimme reißt ab, sobald die grüne Tür hinter ihr zuschlägt.

»Hi«, grüße ich James mit einem Lächeln.

»Ich liebe sie«, betont James. »Ich liebe sie wirklich, aber sie muss immer ihren Dickschädel durchsetzen.« Er wirft erneut die Hände über den Kopf, auf dem seine übliche, mit dem Schild nach hinten gedrehte Schirmkappe sitzt. »Du willst schnell zu Mittag essen?«

»Gerne«, antworte ich.

»Alles klar, ich mache dir eine Portion bereit.«

Ich folge ihm ins Innere des *Greasy Teaspoon* und bin ein kleines bisschen wehmütig. Draußen zu sitzen, wäre gar nicht so schlecht. Man weiß ja nie, wann der nächste Regen kommt.

Kapitel 2

Einen Kopf kürzer und zwei Eier ärmer



Dex

»Dex.«

Nein. Einfach nein.

»DEX!«

Laut. *So* laut.

»Jesus, Fuck, Dex, steh auf und verpiss dich von hier.«

Mein Rücken. Schmerz. Tief, drückend, stark. Noch einmal. Noch einmal. Ein Tritt, der mich im Rücken trifft. Ein echter, kein metaphorischer. Nichts ist eine Metapher, das hier ist alles echt. Ich, hier am Boden – echt.

»Ich ruf die Bullen, Dex, ich schwörs dir. Wenn du um zwölf nicht hier raus bist, dann trete ich deinen mageren Arsch persönlich auf die Straße und schmeiß dir dein Gras hinterher. VER-PISS DICH.«

Die Stimme hallt in meinem Kopf wider. Wie eine Erinnerung. Mein Kopf ... Nadeln in meinen Schläfen, Rost auf meiner Zunge, nagende, eiskalte, messerscharfe Klingen überall in meinem Körper.

»Ich kann nicht von hier weg, meine Eltern denken, es geht

mir gut, meine Eltern denken, ich hab's dieses Mal hingekriegt, nur dieses eine Mal. Ich kann nicht weg. Und nicht die Bullen, bitte, bitte nicht die Bullen«, glaube ich zu sagen, aber aus meinem Mund kommt erst ein Gurgeln, dann die Reste von gestern Nacht. Oder heute Nacht? Des gestrigen Tages? Morgen, heute, gestern. Keine Ahnung.

Die einzige Ahnung, die ich habe, ist, dass Evangelina mich nun definitiv nicht mehr hier pennen lässt. Nicht, nachdem ich ihr Sofa vollgekotzt habe. Zum dritten Mal in zwei Wochen. Drei Wochen. Vier? Fuck, bin ich schon fünf Wochen hier? Nee. Das kann nicht sein, das erste Mal habe ich hier geschlafen, als ... Der Gig im *Kawoom*. War das im Februar, oder schon im März? Keine Ahnung.

Keine verfluchte Ahnung.

Von nichts.

Ich kotze ein zweites Mal, aber es kommt nur Galle. Besser so, das Jalfrezi gestern war so abartig scharf. Oder war das vorgestern? Wann hab ich das Jalfrezi gegessen? Ich darf nicht an Essen denken.

»Ich mach das weg«, höre ich mich sagen. Diesmal ganz sicher.

Evangelinas Antwort ist ein spitzer Schrei, aus dem ich lediglich meinen Namen entziffern kann. Den Namen, den nur Menschen benutzen, die mich für jemanden halten, der leidenschaftlich gern Musik macht. Der bereit ist, für die Musik alles zu geben. Seinen Körper, seine Seele, seinen Verstand.

Dabei hat er von diesen drei Dingen kaum mehr etwas übrig.

Nichts mehr zu geben da. Da geht es mir wie meinem Magen.

Ich bin leer.

Endlich.

Seit Monaten warte ich auf den Moment, in dem ich es spüre. Dass einfach nichts mehr in mir drin ist, das mir Hoffnung gibt.

Weil ich einfach leer bin.

Evangelina ist mit einem Eimer, einem Lappen und einem Kehrblech aufgetaucht. Sie wischt und schrubbt. Es riecht sauer, nach Kotze, Schweiß. Ich bin gelähmt vor Scham. Scham sticht so viel präziser dahin, wo's wehtut, als es der hämmernde Kater-Kopfschmerz je könnte. Direkt ins Rückenmark. Ob Evangelina sich fragt, wie sie jemals mit mir ins Bett gehen konnte? Letztes Jahr im Oktober, und dann noch ein paar Mal im Februar, als ich hier ... ja, es muss Februar gewesen sein. Fuck, ich bin seit *Februar* hier. Jedenfalls war da noch etwas in mir, auf das sie scharf war. Ob sie sich ekelt, dass der Kerl, der vor ein paar Wochen noch mit Fingern, Schwanz und Zunge in ihr war, jetzt auf ihrem Sofa vor sich hinvegetiert?

Wir hatten beide beschlossen, das mit dem Sex lieber sein zu lassen. Lina kommt gerade wieder mit ihrem Ex zusammen und ich habe keinen Bock, von einem Jason-Momoa-Verschnitt aus ihrem Bett geprügelt zu werden, nur weil ich meine Shorts nicht anbehalten konnte. Ihre Couch war mir daher wesentlich lieber.

Fuck. Shit. Fuck.

»Es geht echt nicht mehr, Dex. Sorry. Du musst verschwinden.« Das durchgesessene Polster gibt kaum nach, als Evangelina ihren zierlichen Körper neben mich fallen lässt. Ihr berechtigter Zorn ist verraucht. Sie streichelt sogar mein Knie, das knochig und fahl aus den mit Kotze besprenkelten Laken herauschaut. »Hast du genug Geld, um irgendwo unterzukommen?« Ich hab so viel Geld, Lina hat keine Ahnung. Sie würde mich einen Kopf kürzer und zwei Eier ärmer machen, wenn sie wüsste, wie viel Geld ich theoretisch habe. Aber Lina weiß nichts über mich. Weil kaum jemand etwas über mich weiß. Schon gar nicht über meinen Kontostand, meinen Nachnamen oder meine Eltern. Nur Grace, Grace kennt die Details. Grace kennt so verdammt viele Details. Die Ex von mei-

nem Bruder. Sie weiß alles. Im Gegensatz zu allen anderen weiß sie sogar, dass ich es weiß ...

Ich nicke matt. Meine weiße Haut sieht so beschissen blass aus gegen Linas braune. Fast grün. Grau. Tot. Kein Wunder, wenn man sich kaum erinnern kann, wann man die letzte feste Mahlzeit zu sich genommen hat. Geschweige denn das letzte Mal Gemüse.

»Am besten gehst du wieder zu deinen Eltern und erzählst ihnen, dass es doch nicht geklappt hat mit der Musik, hm? Bestimmt haben sie Verständnis.«

Meine Eltern sind Sarah und Topher Cartwright, sage ich in meinem Kopf und dann ergänze ich gedanklich den Zusatz, den ich noch nie laut ausgesprochen habe und niemals laut aussprechen werde: ... *oder zumindest dachte ich das.*

Sarah und Topher Cartwright haben für alles Verständnis. Selbst dafür, dass ihr jüngster Sohn nicht mal einen Bruchteil ihres Talents geerbt hat. Nicht mal den Bruchteil eines Bruchteils. Zwischen null und eins liegen unendlich viele Zahlen, habe ich mal gelernt. Und irgendwo dort ist mein musikalisches Talent einzuordnen. In den unendlichen Weiten zwischen nichts und zu wenig. Aber ehrlich: Vielleicht lässt nicht nur mein Talent für die Musikbranche zu wünschen übrig, sondern auch mein Talent fürs Leben überhaupt.

Als ich auf die Straßen Londons stolpere, habe ich nur die Sachen dabei, die ich am Leib trage, und einen alten Seesack voll zu großer Jeans und zu schmutziger Shirts. Und natürlich dem Gras, das Evangelina mir hinterhergeworfen hat, obwohl sie es die letzten Wochen munter mit geraucht hat. Ihr Fitness-Ex-und-nunwieder-Freund würde ausrasten, wenn er es zwischen ihren rosa Spitzenhöschen finden würde.

Ich muss aussehen wie ein verfluchtes Klischee. Fehlt nur noch der Gitarrenkoffer. Aber ich habe keine Gitarre mehr. Jemand hat

sie bei meinem letzten Gig im *Kawoom* kaputt geschlagen. Das größte Klischee von allen.

Gebendet von der ungewöhnlich hellen Frühlingssonne lasse ich meinen Blick über die heruntergekommene Straße gleiten. Die Wohnung, die in den letzten Wochen das Zentrum meines Lebens war, liegt direkt an der Haltestelle Broadwater Farm. Doch als ich den nächstbesten Bus betrete und er sich ruckelnd in Bewegung setzt, schaue ich nicht einmal zurück. Nach vorn kann ich allerdings auch nicht blicken. Denn ich habe keine Ahnung, wo ich hinwill. Wo ich noch hinkann.

Ich bin nicht durch mit London, aber London ist durch mit mir.

Kapitel 3

Ist es schon zu spät zu kündigen?



Eleanore

Als ich nach dem Mittagessen im *Greasy Teaspoon* wieder im Rathaus ankomme, sind meine Tränen lange getrocknet. Selbst mir wäre es unangenehm, mitten zur Hauptgeschäftszeit im Café über einer Portion Würstchen mit Kartoffelbrei zu heulen. Und ich hätte schlecht ein zweites Mal auf den Friedhof joggen können, um es auf meine Mutter zu schieben. Wenn ich mich allzu oft dort blicken lasse, werden die Bewohner Lower Whilbys noch wilde Theorien über meine geistige Verfassung spinnen. Sie würden meinen Vater in seiner Bäckerei ausfragen, ob es mir gut geht, oder sich möglicherweise unter den Dauerwellenhauben in *Marjorie's Salon* zuflüstern, dass ich eine Schwäche für den jungen Reverend entwickelt habe und mich deswegen immer in Kirchennähe rumtreibe. Zuzutrauen wäre es den Klatschweibern – Reverend Idris ist seit seiner Ankunft in Lower Whilby nämlich eines ihrer liebsten Gesprächsthemen. Was unter anderem daran liegt, dass er nicht wie seine Vorgänger vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs geboren wurde und dementsprechend nicht nur viel zu jung, son-

dern auch noch viel zu attraktiv für einen Pfarrer ist. Jude hat die Theorie aufgestellt, dass er für ein neues Format von Channel 4 hier eingeschleust wurde – eine Realityshow, die testen soll, wie viele Dorfbewohner einem Geistlichen verfallen würden, wenn er nur ähnlich gut aussieht wie Andrew Scott in *Fleabag*. Dummerweise – oder glücklicherweise – ist der Hot Reverend aber nicht mein Typ. Dabei hätten wir zumindest schon eine Gemeinsamkeit: das Zölibat, das in seinem Fall wenigstens selbst gewählt ist. Ich verknalle mich aber nun mal nicht in Männer, mit denen ich Gemeinsamkeiten habe. Oder solche, die in derselben Stadt leben wie ich. Oder solche, mit denen ich tatsächlich schon mehrfach geredet habe.

»Eleanore?«

Ich blicke von meinem Schreibtisch auf, der wie immer in kreativ geordnetem Chaos vor mir liegt.

Hinter meinem Bildschirm entdecke ich meine Chefin, Farrah Khan, eine große, durchtrainierte Frau, die den Spruch »Dress for the job you want, not the job you have« zutiefst verinnerlicht hat. Denn Farrah kleidet sich nicht wie die Frau eines Kleinstadtbürgermeisters, die das Stadtmarketing leitet, sondern mindestens wie die Gattin des Premierministers.

»Oh, hallo?« Da ich befürchte, man könnte mir die Heulerei noch ansehen, schnappe ich mir zur Ablenkung einen Stressball in der Form von Mick Jagger und knautsche ihn so fest, dass Mick die Augen herausquellen. Und es funktioniert: Farrahs Blick wird auf die deformierte Rolling-Stones-Legende gelenkt und schweift nach einem Moment der Kontemplation schließlich über den ganzen Krimskrams auf meinem Arbeitsplatz.

»Wirklich ... schöne Sammlung, die du hier hast. Wächst auch beständig, nicht wahr?« Farrah versucht, befürwortend zu nicken, aber ihr Blick aus den elegant geschminkten, tiefbraunen Augen

sagt deutlich, dass meine Dekoration nicht ihrem Geschmack entspricht.

Ich liebe nun mal *Zeug* – besser kann ich es nicht ausdrücken. Es ist schwer, einen übergeordneten Begriff für meine Sammelleidenschaft zu finden. Das verbindende Glied ist wahrscheinlich, dass mir all diese Sachen, die nicht nur meinen Platz hier, sondern auch mein Zimmer zu Hause bevölkern, einfach *Freude* bereiten. Auf meinem Schreibtisch fangen kleine Figürchen, sinnlose Gadgets, buntes Briefpapier und andere Stehrumchen Staub – das heißt: Das würden sie, besäße ich keinen praktischen Mini-Staubwedel in der Gestalt von Queen-Gitarrist Brian May, mit dessen Achtzigerjahre-Mähne ich sämtlichen Schmutz einmal am Tag wegwedele.

»Ich muss mal wieder aufräumen«, sage ich also pflichtschuldig und deponiere den kugeligen Mick Jagger wieder neben seinen Stressball-Musiker-Kollegen.

»Ja, also ... wenn du möchtest, gern.« Farrah lacht laut und tippelt anschließend aufgeregt die Fingerkuppen gegeneinander. »Weswegen ich hier bin ...«

Oje. An ihrem diebischen Grinsen erkenne ich sofort, dass sie sich wieder einmal etwas ausgedacht hat, das a) unser Budget sprengt und daher nicht umsetzbar ist, b) sämtlichen Regeln von Raum und Zeit widerspricht und daher nicht umsetzbar ist oder c) auf einer Lüge basiert oder sich im Grenzbereich des Illegalen abspielt und daher nicht umsetzbar ist. Aber seit Farrah eine Hollywood-Führung durch Lower Whilby durchgesetzt hat, in der ahnungslosen Touristen vorgemacht wird, all ihre Lieblingsfilme wären hier vor Ort gedreht worden, weiß ich, dass die Frau zu allem fähig ist. Und ich widerspreche ihr nicht, weil sie mich dann im Gegenzug beim *Springtide Festival* machen lässt, was ich will.

»Heute Abend werden wir im Gewerbeausschuss zum ersten

Mal das neue Maskottchen von Lower Whilby präsentieren«, verkündet sie stolz.

»Seit wann haben wir ein Maskottchen?«

»Haben wir nicht.« Farrah hebt den Zeigefinger. »Noch nicht!« Der Finger tippt auf ihre goldene Armbanduhr. »Ab 18 Uhr schon. Da beginnt die Sitzung des Gewerbeausschusses, in dem wir allen verkünden werden, dass der diesjährige Frühlingsmarkt auch der Geburtstag von Willy Whil-Bee sein wird!« Mit dem ausgestreckten Arm malt sie theatralisch einen Bogen in die Luft.

»Von *wem?*«, traue ich mich, zu fragen, ohne jedoch Schlimmes.

»Du wirst es lieben, Eleanore. Komm einfach mit. Das wird eine große Überraschung. Und es ist genau die richtige Aufgabe für eine Blumenliebhaberin wie dich.« Farrah zupft im Gehen an einer selbst gebastelten Blume aus Seidenpapier, die sich an ihrem Pfeifenputzerstiel um meine Schreibtischlampe schlängelt.

Ich greife erneut nach Mick Jagger und bete, dass meine üble Vorahnung unberechtigt ist.

...

Sie war berechtigt. Mehr als berechtigt.

Ich kann mich nicht erinnern, wann je etwas so berechtigt gewesen ist wie meine Furcht, dass Farrah Khan mal wieder eine Schnapsidee hatte. Vielleicht James' Sorge darum, dass die Gnarly-Zwillinge ihm den Laden kurz und klein schlagen werden, sollte er die Bakewell Tarte aus dem Programm nehmen, die niemand außer den achtzigjährigen Giftspritzen bestellt. Aber sonst ...

Ich *glaube* es nicht.

Ich *glaube* es einfach nicht.

Das da vor mir kann unmöglich mein Spiegelbild sein. Wie auch? Wenn das da ernsthaft mein Spiegelbild wäre, dann würde

ich ja ein gigantisches Bienenkostüm tragen. Ich drehe mich ungläubig ins Profil, doch auch von der Seite gibt der Anblick keinen Aufschluss darauf, wie mein Master in Cultural Studies mit der Note »sehr gut« dazu führen konnte, dass ich nun gelb-schwarz gestreift in den Toilettenräumen des Rathauses stehe und mein Bauch den Umfang eines kleinen Jupitermondes angenommen hat. Im Inneren des Bienenkostüms ist es so warm, dass mir schon vom Anziehen der Schweiß läuft. Die Verkleidung besteht aus einem Drahtgestell, das den kugelrunden Bauch formt, sowie einem Kopfteil, auf dem sich die einen halben Meter langen Fühler und riesige comicartige Augen befinden. Um etwas zu sehen, muss man durch den transparenten schwarzen Stoff schauen, mit dem der fröhlich aufgerissene Mund von Willy Whil-Bee ausgekleidet ist. Technisch machbar, aber gelinde gesagt eine Einschränkung. Hinzu kommt ein kopfschmerzerregender Geruch. Das Kostüm ist mit einem Plüschstoff überzogen, der riecht wie ein ganzer Theaterfundus.

Wie ferngesteuert drehe ich mich hin und her und komme mir dabei vor wie ein mittelmäßig intelligentes Säugetier, das kurz davor ist, zu begreifen, dass das Objekt in der glänzenden Fläche vor ihm kein Artgenosse, sondern es selbst ist. Mein Blick fällt auf die riesigen Füße von Willy Whil-Bee, die noch unter dem Waschbecken stehen und darauf warten, über meine Chelsea-Boots gestülpt zu werden. Willy Whil-Bee trägt gelbe Sneakers, die an Chucks angelehnt, allerdings genau so rund und ballonartig sind wie sein restlicher Körper. Wieso in drei Teufels Namen trägt eine Biene Chucks? Noch dazu, wenn sie sonst völlig unbekleidet ist? Was für ein Creep ist Willy Whil-Bee, dass er bis auf Chucks nackt durch Lower Whilby stapfen will?

Ich bereue es so sehr, meinen Joker für eine Heulpause heute

schon eingesetzt zu haben. Denn die Liebe zu meiner Heimatstadt mag zwar weit gehen, aber das ist selbst für mich ein bisschen viel.

»Warum?«, sage ich laut in den Raum hinein. Willys Lippen bewegen sich nicht. Er strahlt mir weiterhin aus dem Spiegel entgegen. Mit zwei langen weißen Schneidezähnen im Oberkiefer, als hätten die Kostümdesigner im Gestaltungsprozess ganz kurz eine Biene mit einem Kaninchen verwechselt.

Die Tür der Damentoilette geht auf und ich erkenne in der Reflexion, dass es Farrah ist. Sie freut sich diebisch über meinen Anblick.

»Ich wusste, dass dir das Kostüm wie angegossen passen wird, Eleanore. Ein Glück bist du so ...« Ihre Denkpause ist klein, aber sie ist *da*. » ... groß!«

Groß. Ja, stimmt. Fast wäre es mir entgangen. Irgendein ungeschriebenes Gesetz scheint es zu gebieten, dass man Frauen über 1,75 mindestens einmal am Tag auf ihre außerordentliche Größe hinweisen muss. Damit sie es nicht vergessen. Und sich bloß niemals *nicht* wie eine abnorme Laune der Natur fühlen.

Wie angegossen??? Ist es schon zu spät zu kündigen?

Kapitel 4

Mir geht's gut!



Dex

»Wir haben schon geschlossen.«

Die Stimme erinnert mich mehr als alles andere an meine Kindheit. Mehr als Mums oder Dads. Sie gehört dem Menschen, zu dem ich schon mein Leben lang aufblicke. Den ich schon mein Leben lang beneide. Einerseits, weil es wohl biologisch einprogrammiert ist. Jüngere Geschwister beobachten ihre großen Brüder. Lernen von ihnen. Erst krabbeln, dann sprechen, dann den Rest vom Leben. Mit der kleinen Ausnahme, dass ich irgendwann zwischen Zweiterem und Letzterem aufgehört habe, meinem Bruder nachzueifern.

Weil James das Glück hat – und das sage ich mit dem allergrößten Respekt –, keinerlei Ehrgeiz zu haben. Zumindest wenn es darum geht, künstlerische Anerkennung zu erlangen.

Mein Bruder und ich führen völlig unterschiedliche Existenzen. Das wird mir wieder einmal in aller Deutlichkeit bewusst, als er aus der Schwingtür tritt, um den vermeintlichen Eindringling nach Feierabend in hohem Bogen aus seinem Café zu schmeißen.

»Ich kann auch wieder gehen«, sage ich und versuche, zu ignorieren, dass die übliche Leichtigkeit in meinem Tonfall brutal fake wirkt. Bei James' Anblick ist gerade etwas in mir hochgekommen. Ich habe ihn an Weihnachten das letzte Mal gesehen. Schon da war in meinem Leben nichts mehr so richtig okay. Aber die Begegnung mit Grace und die Wahrheit, die sie mir eingepflanzt hat, waren so frisch, dass sie noch keine Wurzeln in meinem Gehirn geschlagen hatten. Damals konnte ich mir selbst noch vormachen, das alles okay ist. Dass es mir gut geht, dass ich bloß ein bisschen plan- und ziellos bin, ein Musiker eben, ein Künstlertyp, jemand, der es um jeden Preis schaffen will und dafür bereit ist, unbezahlte Gigs auf kleinen Bühnen vor einem undankbaren Publikum zu spielen, um wenigstens ein kleines bisschen Anerkennung abzusahnen.

Es hat geholfen, dass meine Familie schon immer den chaotischen Witzbold in mir gesehen hat. Jeder tut das. Weil ich es bin. Aber niemand hinterfragt, wieso ich es bin. Ich selbst hinterfrage es erst seit Kurzem. Seit diesem Treffen. Mit Grace. Im *Café Nero* am Trafalgar Square. Direkt neben *Waterstones*.

»Bloody hell«, entfährt es James. Er schafft es, dabei gleichermaßen fassungslos und kein bisschen überrascht zu klingen. Als hätte er damit gerechnet, dass ich eines Tages hier aufkreuzen würde. Im *Greasy Teaspoon*, das sich in einer gepflasterten Straße voller Steincottages in einem Ort namens Lower Whilby befindet. Einem Ort, mit dem ich ein paar sehr schlechte Erinnerungen an meine zurückliegende Karriere verbinde. Und der trotzdem – man kann es nicht anders sagen – ekelhaft schön ist. Alte Häuser, schmale Gässchen, überall Blumenkübel. Fuck, als ich eben aus dem Taxi gestiegen bin, sind mir ein Traktor und ein frei laufendes Pony entgegengekommen und auf dem Marktplatz in der Stadtmitte stand ein Junge, der auf einem Flügelhorn einen Ed-Sheeran-Song verhunzt hat. Selbst ich überzeugtes Großstadtkind kann

diesem Charme nicht widerstehen, Mein kurzer Spaziergang durch das frühabendliche Lower Whilby war wie eine Szene aus einem Werbespot für den Frühling. Perfekt von der zartrosa Farbgebung des Himmels bis hin zu den zwitschernden Vögeln.

»Ist was passiert?« James steht noch immer wie erstarrt hinter der Theke, die bereits ausgeräumt und geputzt zu sein scheint. Keine Kuchen in der Vitrine, kein tiefes Brummen der Kaffeemaschine mehr.

»Darf man seinen großen Bruder nicht mehr besuchen?«

Wie in Zeitlupe beginnt James sich in Bewegung zu setzen. Er umkreist die blau gestrichene Theke und schlängelt sich durch die kleinen Sesselchen hindurch, die den Laden so gemütlich machen, wie es sich für ein Städtchen gehört, in dem jederzeit spontan ein BBC-Historiendrama gedreht werden könnte. Keira Knightley wartet vermutlich schon hinter der nächsten Straßenecke in einem Reifrock auf ihren Einsatz.

»Doch, aber ...«, sagt James mit besorgt zusammengezogenen Brauen, während er sich mir nähert. »Fuck, Joe, ist dir klar, dass du aussiehst wie der Tod?«

Joe. Der Name, den meine Familie für mich verwendet, weil meine Mum mich Kurt John Dexter Cartwright nennen musste und sich das ja nun wirklich kein Mensch merken kann.

»Wie bitte?« Ein helles Rufen kommt aus der Küche. »Hast du was gesagt?« Eine Frau mit taillenlangen dunkelroten Haaren tritt hinter die Theke und bei ihrem Anblick denke ich dasselbe wie beim ersten Mal, als ich die Freundin meines Bruders getroffen habe: Wäre James ein bisschen mehr wie ich, hätte er schon dreihundert Liebeslieder über Judes Augen und die Sommersprossen auf ihrer Schulter geschrieben. Aber James ist weder romantisch noch musisch begabt. Er ist ein bodenständiger Barista in einer Cotswolds-Kleinstadt, der immer pünktlich seine Miete bezahlt,

keinen Beutel voll Gras im Rucksack mit sich trägt und jeden Morgen neben seiner Traumfrau aufwacht, statt auf dem vollgekotzten Sofa einer Gelegenheitsbekanntschaft.

»Joe!«, ruft Jude spitz, als sie mich erblickt.

Joe.

Jude stolpert hinter James her und das breite, überraschte Lächeln, das sich eben auf ihrem Gesicht ausgebreitet hatte, verrutscht, je näher sie mir kommt.

Mir war schon klar, dass ich momentan nicht unbedingt als Mister Universum antreten muss, aber dass ich derart furchtbar aussehe, hätte ich auch nicht gedacht.

»Jetzt kriegt euch mal wieder ein«, sage ich spöttisch, weil das leichter ist, als direkt nach dem Hallo ein Gespräch darüber zu führen, wieso ich seit unserem letzten Treffen an Weihnachten sichtbar abgenommen habe. Obwohl ich doch am Telefon mit James immer behauptet habe, dass es mir gut gehe, die Gigs laufen, ich gut auf mich aufpasse, und dass auch sonst alles ziemlich »gut« ist. Dabei war doch nie irgendetwas wirklich »gut«. Wann hat sich irgendwer mal wirklich »gut« gefühlt, wenn er auf die Frage nach dem Befinden mit »gut« geantwortet hat? Eben. Wer das behauptet, lügt immer.

»Mir geht's gut!«, rufe ich also.

James ist vor mir angekommen und mustert mich nun noch skeptischer. »Du riechst, als hättest du drei Tage in diesem T-Shirt geschlafen.«

Immerhin riecht er nicht, dass ich auch einmal drin gekotzt habe.

»Freut mich auch, dich zu sehen, Bruderherz.« Mit einem Schwinger teile ich liebevoll gegen seine Schulter aus. Aber der Kerl macht so viel Kraftsport, dass mir der Aufprall mehr wehtut als ihm.

»Bist du high?« James packt meinen Kiefer, als wäre er drauf und dran, mir einen äußerst leidenschaftlichen Kuss auf den Mund zu drücken. Stattdessen zerrt er mein Gesicht in diesem Griff nach links und rechts und feuert weitere Fragen auf mich ab. »Was machst du hier? Hast du was angestellt? Wissen Mum und Dad, dass du hier bist? Und wie bist du überhaupt hergekommen?«

Wie erkläre ich ihm jetzt, dass ich lieber einem Uber-Fahrer 350 Pfund für die Strecke in dieses Kuhkaff bezahlt habe, als 100 Pfund für den Zug zu blechen oder noch länger in London zu bleiben, um auf die günstigeren Bahntickets nach Ende der Rushhour zu warten? Mir ist schon klar, dass diese Rechnung nicht aufgeht. Aber Zeit ist Geld. Oder so. Und immerhin konnte ich auf der Rückbank des Ubers ein wenig Schlaf nachholen.

»Ich hab nichts angestellt«, verteidige ich mich und lasse meinen Seesack endlich zu Boden sinken. »Und jetzt begrüß mich mal richtig.« Ich breite einen Arm aus und erwarte, dass James mich fest an sich drückt. Aber er umarmt mich, als wäre ich ein Hühnerküken mit Knochenschwund.

»Bist du in Schwierigkeiten?«, fragt er, als seine Lippen auf Höhe meines Ohrs sind.

»Nein, Mann«, sage ich leichthin und winke seinen Kommentar ab. Nicht, wenn man das graue Monster nicht mitzählt. Und wer zählt das schon mit. »Ich wollte dich einfach besuchen. Euch besuchen«, korrigiere ich, weil Jude in genau diesem Moment zu uns stößt und ihre Arme wesentlich großzügiger nach mir ausstreckt als mein skeptischer Mistkerl von einem Bruder.

»Möchtest du was essen?«, fragt Jude. Sie hat die Umarmung gelöst, aber eine Hand auf meinem Rücken liegen gelassen. Es ist mir fast unangenehm, wie sehr mich diese kleine Berührung beruhigt. Aber ich war schon ein immer der Kuschel-Typ. Physical Touch ist meine Love Language, meint Mum immer – und zwar

im doppelten Sinne: Ich suche Körperkontakt, um mich geliebt zu fühlen, und zeige damit gleichermaßen meine Zuneigung.

»Du bist meine Traumfrau, weißt du das?«, frage ich sie sarkastisch und drücke ihr einen Kuss auf die Schläfe.

»Immer langsam«, geht James tadelnd dazwischen und der ernsthaft besitzergreifende Ton in seiner Stimme bringt mich zum Lachen. Gott, er ist so ein Gockel. Ich könnte niemals derart eifersüchtig sein.

»Bist du etwa eifersüchtig?«, frage ich lachend, werfe mir wieder mein Gepäck auf den Rücken und ziehe den Kopf meines Bruders an mich, um ihn ebenfalls zu küssen. Meine Lippen landen auf dem Snapback-Verschluss seiner Kappe. »Ich lieb dich doch auch, Mann. Wie war das jetzt mit dem Essen?«

»Wir müssen los«, sagt James mit einem Blick auf die Uhr zu Jude.

Diese legt mitleidig den Kopf schief. »Die fünf Minuten haben wir schon noch. Und so wichtig ist der dumme Gewerbeausschuss nun auch nicht. Ich könnte alleine hingehen und ihr macht ein bisschen ... Brüderzeit.«

»Jude, als du das letzte Mal alleine dort warst, hast du keinen einzigen Tagesordnungspunkt aufgeschrieben, sondern stattdessen dein eigenes Sudoku entworfen.«

»Hallo? Das war sauschwer!« Sie stemmt amüsiert die Hände in die Taille.

»In einem Quadrat kamen vier Neunen vor. Vier!«

»Wie gesagt: sauschwer!«

»Ich könnte das Sudoku beim Essen lösen«, schlage ich vor. »Das mit den vier Neunen behalte ich im Hinterkopf.«

James seufzt genervt, zieht seine Kappe vom Kopf und streicht sich darüber. Ich bin überrascht, auf seinem Schädel noch einen vollen Schopf Haare vorzufinden. Da er ständig diese Mütze trägt,

bin ich davon ausgegangen, dass er allmählich eine Glatze bekommt, die er verstecken möchte. Aber er sieht aus wie der All-American-Boy, der er schon immer war. Er kommt ganz nach Dad. Der breite Kiefer, das markante Kinn, der gute Bartwuchs und die Fähigkeit, Muskelmasse aufzubauen, von der unser Dad jedoch nie Gebrauch gemacht hat. Dad ist ein Rockstar durch und durch. In den Neunzigern, der Blütezeit der Band, die unsere Eltern weltberühmt gemacht hat, hat er von nichts als Koks, Sex und ab und an einer Sausage Roll von Greggs gelebt. Den Sex hatte er größtenteils mit unserer Mum, gelegentlich aber auch mit anderen. Wirklich jeder, der schon mal von den Bellyaches gehört hat, weiß, dass Mum und Dad einander ständig fremdgegangen sind. Oder wie auch immer man es nennt, wenn beide Parteien eines Paares wissen, dass es außereheliche Aktivitäten gibt, das Wort »Offene Beziehung« allerdings noch nicht im allgemeinen Sprachgebrauch etabliert ist.

Jeder weiß es, denke ich noch einmal. Auch an Grace denke ich noch einmal. Das graue Monster, das in meiner Brust haust, kratzt und knurrt vor Unbehagen. Weil es raus will, aber nicht raus darf. Weil es so leicht wäre, es rauszulassen, und doch mein Untergang. Also lenke ich meine Gedanken stattdessen zu Mum und Dad, die für mich immer Mum und Dad bleiben werden.

Die amerikanischen Gene meines Vaters sind an mir offensichtlich völlig vorübergegangen. Ich bin so britisch, dass ich – wäre ich ein paar Jahre früher geboren – vielleicht Mitglied von One Direction hätte werden können. Ein dunkelblondes Nepo-Baby, das nicht nur Songs schreiben kann, sondern obendrein ein ganz passabler Drummer ist ... das hätten die doch gut brauchen können.

Jedenfalls sehe ich aus wie meine Mum. Spitzes Kinn, ein wenig gebogene Nase, Wangenknochen, an denen man eine Flasche Lager aufknacken könnte. *OK! Magazine* hat einmal getitelt, Sarah

Cartwrights Gesicht sähe aus, als hätte es eigentlich ein Fuß werden sollen. Also schätze ich, das trifft auch auf mich zu. Mum hat den Artikel in einen antiken Barockrahmen gepackt und ihn über dem Spülkasten im Gästeklo aufgehängt.

»Wieso hast du nicht Bescheid gesagt, dass du kommst? Ich hätte ...«

»Du musst nichts vorbereiten. Ich brauche nichts«, unterbreche ich James.

»Ich wollte sagen, ich hätte den Ausschuss abgesagt. Dass du nichts brauchst, ist mir klar, ich habe dich mit 14 eine Woche in der Badewanne pennen sehen, weil du zu faul warst, dein Bett neu zu beziehen, als Mum und Dad im Urlaub waren.«

Ich grinse breit.

»Jetzt kann ich jedenfalls nicht mehr absagen. Jemand muss Farrah Khan davon abhalten, für den Frühlingmarkt wallende Blümchenkleider als Uniform für alle Aussteller anzuordnen.«

»Sie wollte T-Shirts«, korrigiert Jude und legt James von hinten beide Arme um den Hals.

»Was auch immer, ich bin raus.«

Jude drückt James einen Kuss auf den Nacken und er kann sich ein liebestrunkenes Grinsen nicht verkneifen, obwohl er es gern würde. Fuck, den hat's erwischt. Das war mir schon klar, als er Jude zum ersten Mal mit nach Hause gebracht hat. James ist ein bodenständiger Typ, der auf feste Beziehungen steht. Keine Ahnung, ob er je unverbindlichen Sex hatte. Aber an der Art und Weise, wie er Jude ansieht, wusste ich vom ersten Augenblick an, dass zwischen den beiden rein gar nichts unverbindlich ist. Die zwei sind The Real Deal.

»Jude, Love, ich glaube, wir haben noch ein oder zwei Portionen vom Mittagsmenü, es gab Bangers and Mash«, sagt James und wendet sich mir zu.

»Geil«, quittiere ich.

»Ich mach dir solange das Sofa fertig.«

»Ich nehm zur Not auch die Badewanne«, schlage ich vor.

»Auf keinen Fall. Mit 27 steckt man so was nicht mehr so leicht weg wie mit 14, das ist dir klar?«

»Ich hatte schon schlimmere Schlafplätze.«

»Das glaub ich dir sofort.« James rümpft auf so durch und durch Großer-Bruder-hafte Art die Nase, dass ich lachen muss.

»Jetzt komm schon, Linds, *tu* wenigstens ein bisschen so, als wärst du froh, dass ich hier bin.«

Ich verwende mit Absicht einen meiner liebsten Spitznamen für ihn. Linds – von Lindsey, seinem ersten Vornamen, benannt nach Lindsey Buckingham von Fleetwood Mac. Unsere Eltern haben uns jeweils nach einer ganzen Horde inspirierender Musiker benannt, und es ist seit Jugendzeiten ein Spiel von uns, sie willkürlich füreinander zu gebrauchen.

»Ich wäre froh, dass du hier bist, wenn du nicht aussehen würdest, als hätte man dich unter einer Brücke hervorgekratzt.« James drückt sich Zeigefinger und Daumen in die Augenhöhlen. »Bist du sicher, dass es dir gut geht?«

Nein. »Klar. Alles gut!«

»Wann hast du das letzte Mal was gegessen?«

»Neulich. Gestern!«

»Und geduscht?«

»Neulich. Gestern!«

»Fuck, Joe.«

»Dex«, korrigiere ich.

James legt den Kopf schief und nickt dann auf seltsam gezwungene Art und Weise. »Du machst mir 'ne Scheißangst«, gibt er schließlich zu.

»Lass nicht den großen Bruder raushängen, ich komm schon klar. Ich bin nur zu Besuch.«

»Ja, das hilft nicht. Wie lang bleibst du?«

Ich zucke die Schultern.

»Gut. Wenn ich dich mit Drogen erwische, schmeiß ich dich raus.«

»Hey! Linds! Was denkst du von mir?«

»Ich denke«, James tippt sich theatralisch auf die Brust, wo sein Jeanshemd aufsteht und ein weißes T-Shirt offenbart, »dass du dich auf direktem Weg in den Club 27 befindest, wenn du weiterhin nichts anderes machst, als auf jede erdenkliche Weise deine Gesundheit zu vernachlässigen, nur weil du dich so unglaublich Rock 'n' Roll fühlst, wenn du in Badewannen pennst und dich nicht mehr an deine letzte Mahlzeit erinnern kannst.«

»Die lassen mich gar nicht in den Club 27, ich bin noch nicht berühmt genug.« Es sollte witzig rüberkommen. Aber als großer Bruder findet man es offenbar weniger lustig, dass der kleine zu sterben bereit ist, um mit Legenden wie Kurt Cobain, Jimi Hendrix und Amy Winehouse mitzuhalten.

»Halt deine Klappe, Joe.« James holt tief Luft. Auf seine Züge legt sich plötzlich eine Sanftheit, die man nicht sehr oft an ihm zu sehen kriegt. »Und ich freu mich, dass du da bist.«

Kapitel 5

Die Idee, verliebt zu sein



Eleanore

Es hat gute Tradition, dass der Gewerbeausschuss nach seiner Zusammenkunft auf ein Pint in den *Prince of Wales Pub* geht. Meistens werden die relevanten Fragen bei einem kalten Bier weitaus effizienter geklärt als in der eigentlichen Sitzung. Damit rechne ich auch heute. Denn heute waren die Teilnehmenden viel zu sehr damit beschäftigt, sich ihre Kicheranfälle über Willy Whil-Bee zu verkneifen. Als Marj, Inhaberin von *Marjorie's Salon*, auf dem Weg aus dem Rathaus an mir vorbeiläuft, kann ich sie deutlich die Nase rümpfen sehen. Dass die Frau den leicht muffigen Geruch des Kostüms überhaupt noch wahrnehmen kann, grenzt an ein Wunder. Ich dachte, sie hätte sich ihre Nasenschleimhäute längst mit den Tonnen an Elnett-Haarspray weggeätzt, mit dem sie die Frisuren ihrer Kundinnen immer festbetoniert.

Selbst mein Dad schafft es nicht, sein Lachen zu unterdrücken. Sein Mund ist zu einer nach unten gebogenen Linie zusammengesprengt, aber sobald er mich ansieht, bricht es aus ihm heraus: »Das war eine gute Show, Elly.« Nur mein Dad nennt mich Elly. Und nur

mein Dad schafft es, mich auszulachen und dabei so eine ansteckende Freude zu versprühen, dass ich zumindest innerlich kurz lächle.

»Klar, Dad«, sage ich dennoch mürrisch und trete von einem gigantischen Bienen-Klumpfuß auf den anderen. Eigentlich habe ich ja gar nichts gemacht. Ich habe lediglich Farrahs theatralische Ankündigungsrede abgewartet und bin dann auf Kommando in das Meeting gewatschelt, wo das höfliche Klatschen schnell in albernes Kichern umgeschwenkt ist. Eins ist klar: Beim Frühlingmarkt am übernächsten Wochenende werde ich dieses Kostüm nicht tragen. Das stand nicht in meiner Jobbeschreibung. Soll Farrah doch irgendeinen Teenager aus Lower Whilby für diese Dienste bezahlen. Einen, der bereit ist, sich für einen Stundenlohn von acht Pfund halb zu Tode zu schwitzen, damit er von dem verdienten Geld nach Chippenham ins Kino fahren kann.

»Gehst du mit den anderen noch in den Pub, oder sehen wir uns gleich zu Hause zum Abendessen?«, fragt mein Dad liebevoll. Ich sehe ihn durch den Bienenmund hindurch an. Er sitzt abends nicht gern allein am Esstisch und für einen Besuch im Pub ist er an den meisten Tagen zu müde, weil er früh aufsteht, um in unserer Bäckerei zu arbeiten.

Ich zögere, aber dann fällt mein Blick auf James und Jude, die sich mir mit breiten Grinsegesichtern nähern. Die beiden sind in den letzten Monaten zu meinen engsten Freunden geworden. Vor allem Jude. Sie ist vielleicht die erste richtige beste Freundin, die ich in meinem Leben habe. Jemand, der mich nicht nur nett oder zuvorkommend findet oder gar auf irgendeinen Vorteil aus ist. Sondern einfach nur meinetwegen mit mir Zeit verbringt. Bei diesem Gedanken wird mein Magen von Hitze geflutet. Jener Hitze, bei der ich mir immer unsicher bin, ob es sich um Freude oder Scham handelt. Denn ich schäme mich wirklich ein bisschen dafür, dass

ich so stolz auf meine Freundschaft zu Jude bin. Jude ist nach allen gängigen Definitionen *cool*. Sie ist auf eine Art und Weise cool, die mein 14-jähriges Ich genauso bewundert hat wie mein heutiges zwölf Jahre später. Sie moderiert einen international bekannten Musikpodcast, hat in so ziemlich jedem Land Europas gelebt und ist noch dazu mühelos schön. Sie trägt fast jeden Tag dieselbe oversized Jeanslatzhose, aber sieht darin aus wie ein verdammtes Supermodel. Kein Wunder ist James ihr praktisch in dem Moment verfallen, in dem sie letzten Herbst zurück nach Lower Whilby gekommen ist.

Früher sind Jude und ich zusammen zur Schule gegangen und ich hätte mir niemals träumen lassen, dass das Mädchen, das furchtlos genug war, um ins Schwimmbad einzubrechen, eines Tages meine Freundin sein wollen würde. Dass sie mir zuhört, selbst wenn ich von meinen peinlichsten Fantasien berichte, und sie mich nicht eine Sekunde dafür verurteilt.

Ich entschuldige mich bei meinem Dad, erkläre ihm, dass ich den Abend im Pub verbringen werde, und winke ihm im Gehen mit meinen Mickey-Mouse-artigen Händen zu.

»Hey, du heißes Bienchen.« Jude stößt ihre Hüfte spielerisch gegen meine, als sie bei mir ankommt. Beziehungsweise gegen die Stelle, an der normalerweise meine Hüfte wäre, würde sie nicht in einem gigantischen Bienenbauchball stecken.

»Ich sehe aus wie ein Teletubby.«

»Stimmt doch gar nicht.« Jude legt Willy Whil-Bee eine Hand auf die runde Schulter. »Du bist gestreift.« Sie klopft auf das Kostüm und prustet dann unverhohlen los. »Oh, und du hast einen Stachel!«

»Jemand muss Farrah sagen, dass ihr neues Stadtmaskottchen eigentlich Willa Whil-Bee ist«, sagt James trocken, als er zu uns

tritt. Auffordernd nickt er zum Ausgang. »Lasst uns gehen. Ich wette, du könntest ein Bier brauchen, Nore.«

»Woher weißt du das?«, fragt Jude. »Also, dass Willy eigentlich Willa ist?«

»Na, weil männliche Bienen keinen Stachel haben.« Er geht uns voran aus dem Rathaus. Ich passe kaum durch die Tür. Sowohl meine Bienenantennen als auch mein Bienenleibesumfang sind nicht für die schmalen, nur einseitig geöffneten Flügeltüren der Lower Whilby Townhall gemacht. »Sie bleiben im Bienenstock, während die Weibchen ausschwärmen und den Honig produzieren.«

»Das nenne ich mal feministische Vorbildfunktion.«

»So kann man es sehen. Die Drohnen bleiben aber eben auch den lieben langen Tag zu Hause und vögeln mit der Königin.«

»Wieso weißt du so viel über Bienen, mein Schatz?«, fragt Jude amüsiert. Als sie ins Freie tritt, wird sie von der Abendsonne geblendet und legt sich den angewinkelten Unterarm über die Augen, um besser sehen zu können.

»Tja, du hast mich zwar nur wegen meines Aussehens auserkoren, aber ich hab noch 'ne Menge mehr aufm Kasten.«

»Stimmt. Das mit den Bienchen und den Blümchen hast du raus«, stichelt Jude, zieht James am Arm und drückt ihm einen Kuss auf den Mund. Ich spüre, wie meine Wangen heiß werden, und bin zum ersten Mal froh um den gigantischen Bienenkopf. Ich bin 26 Jahre alt und meine besten Freunde können in meiner Gegenwart nicht spielerisch über ihr Sexleben witzeln, ohne dass ich eine rote Birne bekommen.

Herzlichen Glückwunsch zu diesem Level an Prüderie, Eleanore.

Manchmal denke ich, ich sollte einfach mit irgendwem schlafen, damit mein Herz, mein Kopf und alle sonstig beteiligten Organe merken, dass es eh nicht so toll ist. Dass ich nichts verpasst

habe. Kein Grund, sich zu schämen, kein Grund, sich zu verzeihen, kein Grund, sich wie ein Zebra inmitten von Pferden zu fühlen, das genau weiß, dass etwas mit ihm nicht stimmt, und doch nicht so genau sagen kann, was es ist.

»Willst du dein Kostüm nicht hierlassen, Nore? Oder kommst du gar nicht mit in den Pub?«

Ich muss mich einmal um hundertachtzig Grad drehen, um sehen zu können, dass Jude vage in Richtung des *Prince of Wales* deutet, das bloß eine Straße weiter ist.

»Ich muss das Teil noch in die Reinigung bringen. Sonst überlebt man hier drin nicht lange.« Beherzt greife ich nach dem Bienenkopf, ziehe ihn ab und atme endlich wieder klare Luft ein.

»Puh! Heiß dadrin, oder?« Jude zieht bei meinem Anblick die Brauen zusammen. Ich kann mir ausmalen, wie ich aussehe. Meine Brille ist beschlagen, meine Stirn von Schweiß benetzt und mein eh schon nicht sonderlich aufregendes Haar platt und elektrisch aufgeladen.

»So schlimm?« Ich versuche vergebens, mir Luft zuzufächeln.

»Ähm ...« Judes Zögern ist Antwort genug. »Du bist ein bisschen rot.«

Okay, das ist nichts Neues. Neulich hat Penn Knightley, der neunzehnjährige Aushilfsbarista, der bei James im *Greasy Teaspoon* jobbt, mich gefragt, ob ich an »Blush Blindness« leiden würde. Als ich nicht wusste, was das sei, erklärte er mir, die Mädchen in seinen A-Level-Kursen neigten dazu, so viel Rouge zu verwenden, dass sie das gesunde Maß dafür verloren hätten. »Blush Blindness halt.«

Aber ich leide nicht an »Blush Blindness halt«. Ich bin rot, weil ich gestresst bin, peinlich berührt, glücklich, aufgeregt, betrunken oder weil meine Rosazea ausgebrochen ist. Mein Gesicht findet immer einen Grund, die Farbe zu wechseln, und ich hasse es, weil

es dazu führt, dass ich kein Gefühl einfach in Ruhe fühlen kann. Ich trage meine Emotionen stets wie ein Warnschild mit mir spazieren.

»Ich muss einfach aus diesem Ungetüm hier raus.«

»Wie redest du denn über Willy Wil-Bee?« Jude legt sich die Hand aufs Herz.

James räuspert sich. »Willa, wenn ich bitten darf.«

»Ich muss aus dieser genderfluiden Biene raus, und zwar sofort!«

»Okay, schon gut.« James lacht. »Komm, wir gehen kurz ins Café, da kannst du dich umziehen, auskühlen und wir könnten vielleicht Joe noch einsammeln.« James schaut fragend zu seiner Freundin, die bestätigend nickt.

»Wer ist Joe?«

James winkt ab. »Mein Bruder stand heute auf einmal überraschend vor der Tür. Und wenn ich ehrlich bin, hab ich ein bisschen Angst, ihn zu lange allein zu lassen.«

»Ja, er sah ziemlich schlecht aus«, stimmt Jude zu.

»Was hat er denn?«, frage ich und spüre, wie mein Herz bei der Vorstellung, mehr Mitglieder aus James' berühmter Familie kennenzulernen, schneller schlägt. Schon als James nach Lower Whilby gezogen ist, hat es mich einiges an Disziplin gekostet, ihn nicht ständig nach der Band auszufragen, mit der seine Mum und sein Dad in den Neunzigern weltberühmt wurden. Es war zu deutlich zu spüren, dass James mit ihrer Berühmtheit nichts zu tun haben will und ganz bewusst die Ruhe in Lower Whilby gesucht hat. Daher wollte ich ihn mit diesen Themen nicht bedrängen, obwohl Musik auch meine größte Leidenschaft ist.

»Er ist ... er ... ist ein bisschen ...« James lässt die Hände durch die Luft wirbeln, als suche er nach den richtigen Worten. »Er ist einfach Joe. Du wirst es merken.«